

Spricht man in Norddeutschland ein besseres Hochdeutsch?¹⁾

Werner König
Universität Augsburg

Vor einigen Jahren habe ich bei ungefähr 70 Studenten, deren Heimatorte über die ganze alte Bundesrepublik verstreut waren, eine kleine Umfrage gemacht. Ich wollte von ihnen die Region wissen, in der das beste Deutsch gesprochen wird. Fast alle der Befragten nannten mir einen Ort in Norddeutschland – meist Hannover oder eine Region in Niedersachsen. Dieses Ergebnis war in etwa zu erwarten, das entspricht nicht nur der Meinung der meisten Norddeutschen, sondern auch der Süddeutschen und der Leute im Westen (Rheinland, Ruhrgebiet).

Ein weiteres Ergebnis hat mich aber doch überrascht: von den 33 Befragten des Nordens konnten 13 keinen Menschen nennen, der ein besseres Hochdeutsch spricht als sie selbst. Von den 37 Befragten des Südens waren es dagegen nur 2. Im Süden des deutschsprachigen Raumes gibt es in solchen Fragen des sprachlichen Selbstverständnisses offensichtlich andere Auffassungen als im Norden. Wie es zu diesen Unterschieden gekommen ist, soll Thema des ersten Teils meines Vortrags sein, inwieweit die vorher erwähnten Meinungen berechtigt sind, das soll in einem zweiten Teil anhand von empirischem Material nachgeprüft werden.

Unsere erste Frage lautet also: Wie ist es zur heutigen Situation gekommen? Dazu muss ich jetzt etwas weiter ausholen und bis an die Anfänge des Deutschen zurückgehen. Es ist eine bekannte Tatsache, dass im deutsch sprechenden Mitteleuropa anfänglich nur lateinisch geschrieben wurde. Erst seit dem 8. Jahrhundert ist eine nennenswerte Anzahl von Texten in deutscher Sprache vorhanden. Diese Texte gibt es grob gesprochen in zweierlei Form: erstens in Niederdeutsch, genauer gesagt in Altniederdeutsch, das man auch Altsächsisch nennt, und zweitens in Althochdeutsch. Altniederdeutsch heißt man das, was im Norden des deutschsprachigen mitteleuropäischen Raumes bis ca. 1150 geschrieben bzw. gesprochen wurde, althochdeutsch, was in der Mitte und im Süden dieses Raumes überliefert ist. Aus den heutigen dialektalen Verhältnissen projiziert man eine Trennungslinie dieser beiden Räume in die althochdeutsche Zeit (8.-11. Jh.) zurück, Abb. 1 stellt das dar. Nördlich der Linie 1 spricht man im Dialekt, der dort „Platt“ genannt wird, *tīd* für ‚Zeit‘, *water* für ‚Wasser‘, *maken* für ‚machen‘, *slapen* statt ‚schlafen‘. Wer *tīd* und *water* und *maken* und *slapen* und Entsprechendes sagt, spricht niederdeutsch, südlich dieser Linie beginnt die hochdeutsche Sprache, beginnen also die hochdeutschen Dialekte und diese

1) Die Vortragsform wurde für den Druck weitgehend beibehalten.

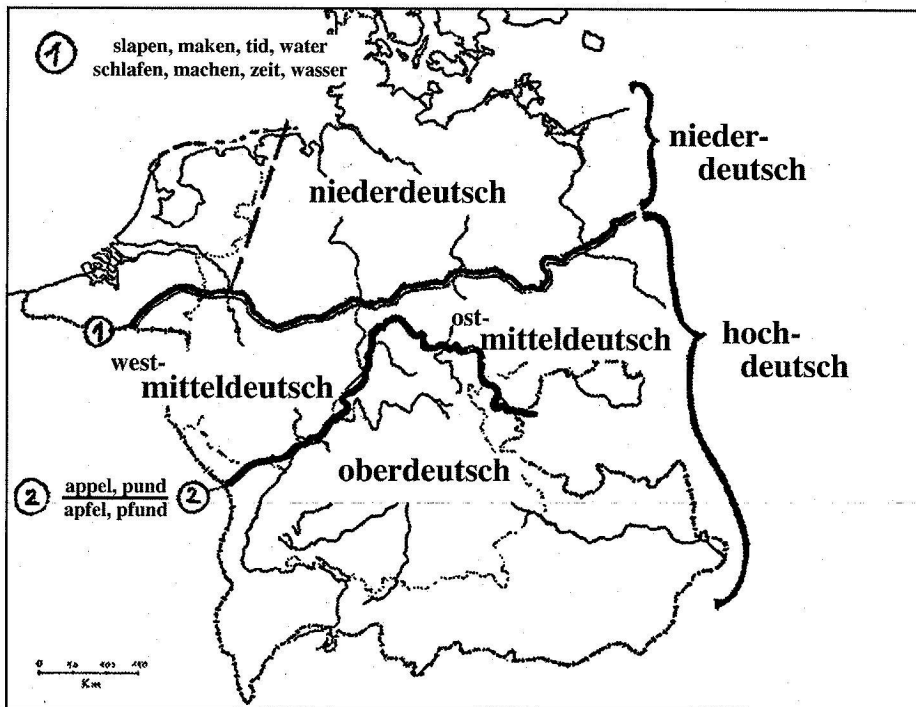


Abb. 1

zerfallen in zwei Gruppen, nämlich die der mitteldeutschen und der oberdeutschen.²⁾ Was den sprachwissenschaftlichen Laien in der Regel überrascht, ist die Tatsache, dass „hochdeutsch“ in diesem Sinn als ein geographischer Begriff zu verstehen ist und nicht (sprachsoziologisch gesehen) eine über den Dialekten stehende allgemeine „Hochsprache“, „Standardsprache“, „Schriftsprache“ bezeichnet. Diese heutige Bedeutung des Wortes „hochdeutsch“ ist relativ jung. In diesem neuen Sinn taucht sie erst im 17. Jahrhundert auf.³⁾ Wie kommt es nun zu dieser neuen Bedeutung?

Die mittelalterlichen Sprachverhältnisse in unseren Landen sind nicht mit den heutigen zu vergleichen. Im Mittelalter gab es keine über den Dialekten stehende gemeinsame Hochsprache, die in allen Regionen gleichermaßen benutzt und verstanden worden ist, sondern es gab nur Dialekte im gesprochenen Bereich und regional geprägte Schreibsprachen im geschriebenen Bereich. In

2.) Diese Grundfakten der deutschen Sprachgeschichte lassen sich aus jeder Sprachgeschichte des Deutschen entnehmen z.B. Werner König, *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, München¹⁶2007 oder Wilhelm Schmidt, *Geschichte der deutschen Sprache*, Stuttgart¹⁰2007.

3) Vgl. Hermann Paul, *Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes*. Tübingen 10. Auflage 2002, S. 480.

Hamburg schrieb man im 14. Jh. *slapen* und *hus* und z. B. in Augsburg *schlaufen* und *hous*. Wie kommt es dazu, dass man heute in Hamburg, München und Wien *schlafen* und *Haus* schreibt? Das hängt mit der Entstehung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache zusammen, ein Vorgang, der im 15. Jahrhundert beginnt; der Buchdruck beschleunigt diesen Prozess ungemein, Luthers Bibelübersetzung wird Autorität; sie ist maßgeblich an der Verbreitung der Einheitssprache beteiligt, und die kulturelle Dominanz des ostmitteldeutschen Raumes vor allem im 17. und 18. Jahrhundert sorgt weiter für einen entsprechenden ostmitteldeutschen Einfluss. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist dieser Prozess in etwa abgeschlossen, wir besitzen eine relativ einheitliche Schreibsprache, die von Wien bis Köln und von Basel bis Königsberg gepflegt wird. Diese neue, gemeinsame Schreibsprache des Deutschen in Mitteleuropa wurde im hochdeutschen Raum, also im Süden entwickelt. Die Schreibvarietät dieses Raumes besitzt schon am Anfang des 16. Jahrhunderts so großes Ansehen, dass in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts alle namhaften Kanzleien des niederdeutschen Raumes ihre angestammte, seit Jahrhunderten gebrauchte mittelniederdeutsche Schreibsprache aufgeben, nicht mehr gebrauchen und sich der südlichen Varietät, d. h. sich der hochdeutschen Sprache bedienen. Das bedeutet, dass das Mittelniederdeutsche, diese einst bedeutende Sprache der Hanse, als Schreibsprache, als geschriebene Sprache, als Schriftsprache ausstirbt. Sie wird durch das Hochdeutsche ersetzt, durch die Sprache des Südens und der Mitte (vgl. Abb. 1).⁴⁾

Was soll das alles nun damit zu tun haben, dass die Norddeutschen glauben, das bessere Hochdeutsch zu sprechen? Dazu muss jetzt ein neuer Argumentationskreis eröffnet werden.

Bisher haben wir vor allem von geschriebener Sprache geredet, nicht von der Mündlichkeit, von der gesprochenen Sprache. Im Mittelalter wurde – grob gesehen – Dialekt, das heißt stark regional geprägt, gesprochen und tendenziell ebenso geschrieben. Der Entstehungsprozess der neuhochdeutschen Schriftsprache schuf eine einheitliche Schreibsprache, aber lange noch keine einheitliche Sprechsprache. Im gesprochenen Bereich gab es bis ca. 1900 im Süden nur regionale/dialektale Sprachformen. Das heißt, man sprach im Süden auch in gebildeten Schichten z. B. *guat* für ‚gut‘ *liab* für ‚lieb‘ und *miad* für ‚müde‘.⁵⁾ Es ist erst circa 100 Jahre her, dass solche Lautvarianten allmählich begannen, aus der Mündlichkeit von Gebildeten zu verschwinden. Unser langjähriger Bundeskanzler Kohl spricht z. B. ein Hoch-Deutsch, in dem es zwischen *Kirsche* und *Kirche* keinen Unterschied gibt.

Im nieder-/norddeutschen Bereich folgte der Übernahme der hochdeutschen Schreibsprache ein jahrhundertelanger Prozess der Umstellung auch der Mündlichkeit aufs Hochdeutsche: das

4) Vgl. Anm. 2.

5) Vgl. z. B. Werner König, Die Aussprache des Standarddeutschen als Sprachkontaktphänomen. In: Horst Haider Munske, Deutsch im Kontakt mit germanischen Sprachen, Tübingen 2004, S. 176f. (= RGL 248) mit weiteren Beispielen und Literaturangaben.

hat inzwischen dazu geführt, dass ein Plattdeutsch/Niederdeutsch-Sprecher ein eher seltenes Ereignis ist, nur an der Nordseeküste und in Schleswig-Holstein sind solche noch in größerer Zahl anzutreffen. Dieser Prozess der Erlernung des Hochdeutschen als Sprechsprache begann von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an bei den höheren Schichten in den Städten und erfasste später auch das flache Land.⁶⁾ Wo konnten nun die Niederdeutschen das Hochdeutsche erlernen? Die, die an der südlichen Sprachgrenze hochdeutsche Nachbarn hatten, konnten sich an diesen orientieren. Aber die sprachen natürlich „nur“ ihre Dialekte. Den anderen blieb nichts übrig, als ihre Aussprache an der Schreibung auszurichten. Hochdeutsch zu schreiben hatte man ja schon gelernt, die einzelnen Wörter dem Lautwert der Buchstaben entsprechend zu artikulieren, war die naheliegendste Lösung. Das ergab eine Ausspracheform, die man als „Schreiblautung“ bezeichnet hat und die auch von den Sprachwissenschaftlern, das heißt von den Grammatikern vom 16. Jahrhundert an, regelmäßig als die beste Aussprache angesehen wurde. Auch heute geht man indirekt von diesem Ideal aus, wenn man von jemandem sagt, er spreche „nach der Schrift“, oder er rede „wie gedruckt“.⁷⁾

Weil also die Niederdeutschen/Norddeutschen im 16. Jahrhundert beginnend ihre alte Sprache sukzessive zuerst in der Schriftlichkeit und dann im Mündlichen aufgegeben haben und das südliche Hochdeutsche quasi als Fremdsprache neu erlernt haben, und weil ihnen bei der Aussprache, beim Lesen dieser Schreibform nichts anderes übrig blieb, als sich an den vorhandenen Buchstaben zu orientieren, und weil eben diese buchstabengetreue Lautung damals als Ideal galt, genau deswegen bildete sich im Laufe der Zeit in Norddeutschland und auch im Süden die Meinung heraus, dass dort im Norden das beste Hochdeutsch gesprochen werde.

Die nächste Frage nun, die zu klären ist, ist die folgende:

Können es die Norddeutschen wirklich besser, was ist dran an dieser Auffassung, hält diese Hypothese einer empirischen Überprüfung stand? Dazu müssen wir aber vorher wissen: Was ist besser? Was ist schlechter? Es geht hier um die Bewertung von regionalen Sprachvarianten, z. B. um die Frage: Welche von den folgenden drei Lautungen für das Wort „heiß“ ist die schönste: *haaß*, *hoiß* oder *hoß* oder *haeß*? Auch wenn dem einen oder anderen von Ihnen die eine oder andere Variante jetzt besser gefallen haben sollte, muss man doch feststellen, solche Bewertungen sind wissenschaftlich ohne Basis, es gibt kein besser oder schlechter beim Vergleich von Sprachen und

6) Vgl. z.B. Werner König [Anm. 2], S. 102 f.

7) Vgl. z.B. Polenz, Peter von, Altes und Neues zum Streit über das Meißnische Deutsch. In: Sprachnormen: lösbar und unlösbar Probleme. Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte. Dialektologie und Soziolinguistik: Die Kontroverse um die Mundartforschung. Hrsg. von P. v. Polenz, J. Erben, J. Goossens. Tübingen 1986, 183-202 und Moser, Hans, Geredete Graphie. Zur Entstehung orthoepischer Normvorstellungen im Frühneuhochdeutschen. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 106, (1987) 379-399.

Dialekten.

Aber es gibt Meinungen von Menschen über besser oder schlechter, über schöner oder weniger schön. Mit solchen Meinungen bzw. ihrer Entstehung haben wir uns am Anfang ja schon beschäftigt. Und solche Meinungen sind nicht weniger wirksam in einer Gesellschaft als wissenschaftlich begründbare Fakten. Und weiter noch: eine wissenschaftlich begründ- oder gar beweisbare „beste Aussprache“ gibt es nicht und kann es nicht geben; doch gibt es Aussprachewörterbücher, die einfach dadurch, dass sie da sind, dass sie vorhanden sind, Wirkung haben, im Zweifelsfall zur Autorität werden, weil man in ihnen nachschlägt und die auch für sich selbst in Anspruch nehmen, eine vorbildliche, über den Regionen stehende Normaussprache zu kodifizieren. Und sie spielen im Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“ eine große Rolle.

Das Älteste dieser Wörterbücher, der Siebs⁸⁾, existiert seit 1898; dieses Werk ist seither nicht ohne Wirkung geblieben, ist Autorität geworden. Die Norm des Siebs war bis 1964 fast konkurrenzlos und maßgebend für die Berufssprecher der Bühne, des Rundfunks sowie für die Lehrerausbildung. Es gab zwar immer wieder leidenschaftlich vorgetragene Stimmen aus dem Süden gegen diese Norm, sie blieben aber ohne Resonanz in der sogenannten Fachwelt. Seine Vorschriften sind zum Standard auch für die Alltagssprache geworden, obwohl sie ursprünglich nur für die Bühne konzipiert waren. Von dieser Grundlage haben wir auszugehen, wenn wir eine sogenannte „beste“ Aussprache fassen wollen, wir kommen an Siebs und den anderen Aussprachewörterbüchern nicht vorbei. Es gibt nur diese Autoritäten. Nur an sie können wir uns halten, nur sie können wir konsultieren, wenn wir wissen wollen, wie ein bestimmtes deutsches Wort „richtig“ auszusprechen sei. Deshalb werden wir – trotz der eben formulierten generellen Bedenken – im folgenden unsere Ergebnisse über die tatsächliche Aussprache des Schriftdeutschen mit den Normen, so wie sie die derzeit aktuellen Wörterbücher kodifiziert haben, vergleichen und die jeweilige Nähe von verschiedenen Regionen zu dem jeweiligen Wörterbuchstandard feststellen.

Von diesen Aussprachewörterbüchern gibt es zu allem Überfluss tatsächlich drei quasi offizielle mit vier verschiedenen Normen: Das oben schon erwähnte von Theodor Siebs, hat seit 1898 viele Auflagen erlebt; es war ursprünglich nur für die Bühne gedacht und dementsprechend war der Titel des Werks zunächst: „Deutsche Bühnenaussprache“. Schon in der Auflage von 1927 war aber als Untertitel „Hochsprache“ dazugekommen, das ist der Beginn einer Entwicklung, die sich später noch verstärken sollte: 1957 wurde der Titel umgedreht. „Deutsche Hochsprache – Bühnenaussprache“ und 1969 gar nur noch: „Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte

8) Siebs, Theodor, *Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*. 19., umgearbeitete Aufl. hrsg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. Berlin 1969.

Hochlautung“. Zur Bühnenaussprache / Deutschen Hochsprache / Reinen Hochlautung war eine weitere Ausspracheform getreten, die als „gemäßigte Hochlautung“ Anleitung sein sollte „für das gepflegte, deutliche Sprechen in kleinen Räumen und am Mikrophon“.

In die „gemäßigte Hochlautung“ des Siebs von 1969 waren auch schon Ergebnisse der empirischen Untersuchungen eingeflossen, die in der DDR unter Hans Krech Anfang der 60er Jahre an Berufssprechern vor allem aus der DDR gemacht wurden.

Diese Arbeiten dienten der Erstellung eines eigenen Aussprachewörterbuchs für die DDR, das 1964 zum ersten Mal als „Wörterbuch der deutschen Aussprache“ erschienen ist und das seit 1982 als „Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache“⁹⁾ firmiert.

An den Regeln des DDR-Wörterbuchs orientierte sich auch die Neubearbeitung der DUDEN-Aussprache von 1974, auch wenn die beiden in verschiedenen Bereichen auseinandergehen. Nirgends wird erklärt, worauf die Ausspracheregeln des DUDEN beruhen. Es sind wohl einsame Entscheidungen des DUDEN-Bearbeiters Max Mangold gewesen, die zur DUDEN-Norm geführt haben.¹⁰⁾

Anders ausgedrückt: Eine deutsche Aktiengesellschaft (Bibliographisches Institut) beauftragt einen Phonetik-Professor damit, eine neue Norm des Deutschen zu schaffen, der tut es – ohne auf die tatsächlich vorhandenen Ausspracheweisen zu schauen, ohne Abstimmung mit den anderen deutschsprachigen Ländern, einfach so. Und wir alle haben das akzeptiert; besser gesagt, uns war es egal, was da festgelegt wurde, wir sprechen einfach weiter, weil wir ja wissen, dass wir Deutsch können. Aber was tut z. B. ein Deutschlehrer in Tokio, der keinen Deutschen zur Hand hat, den er fragen kann? Er schaut im entsprechenden Wörterbuch, z. B. im DUDEN nach; d. h. solche Wörterbücher, – auch wenn eine Aktiengesellschaft sagt, was üblich und richtig ist, – haben Wirkung.

Das bisher Gesagte zusammenfassend ergibt sich heute die folgende Situation:

Wenn man beim Wörterbuch von Siebs trennt in

- reine und
- gemäßigte Hochlautung,

9) *Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache*, Hrg. von einem Kollektiv. Leipzig 1982 und *Wörterbuch der deutschen Aussprache*, Hrg. von einem Kollektiv Hans Krech u.a. München Lizenzausgabe der 2. Aufl. Leipzig 1967.

10) DUDEN, *Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardaussprache*. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim 1974 (= Duden Band 6).

und dazu auch die Norm
des WDA und

des DUDEN nimmt, kommt man auf vier verschiedene, konkurrierende Aussprachenormen für das Deutsche.

Wie spricht heute nun der gebildete Mitteleuropäer deutscher Zunge? Leider hat dieses Thema in der Forschung bisher fast nur die Auslandsgermanistik interessiert.¹¹⁾ Der erste Muttersprachler, der in den letzten 50 Jahren eine größere Arbeit dazu geschrieben hat, war ich, mein Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen¹²⁾ ist 1989 erschienen. Leider konnte ich damals nur die alte Bundesrepublik bearbeiten, für die Schweiz ist danach von Ingrid Hove¹³⁾ eine Dissertation fertiggestellt worden, ebenso für Österreich eine Innsbrucker Dissertation von Michael Bürkle¹⁴⁾, die aber nur die unbetonten Nebensilben erfasst. Auch am Institut für deutsche Sprache in Mannheim läuft gerade ein großes Forschungsprojekt an, das die tatsächlich vorhandene Aussprache hoher Formstufen beschreiben will¹⁵⁾. So müssen wir uns mit dem Vorhandenen zufrieden geben, ich denke, das, was wir haben, reicht aus, um einiges zu zeigen.

Der eben genannte Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen beschreibt Sprecher,

- die zwischen 1946 und 1958 geboren sind
- die in dem Ort, den sie repräsentieren, aufgewachsen sind
- die Abitur haben und zum Zeitpunkt der Datenerhebung studierten
- von denen mindestens ein Elternteil die gleiche Bedingung hinsichtlich des Bildungsstandes (Abitur) und der Herkunft (dort aufgewachsen) erfüllt, u.a., um zu gewährleisten, dass das Hochdeutsche mindestens in der zweiten Generation als Möglichkeit zur Verfügung steht.

Die Untersuchung sollte also eine möglichst hohe Sprachform erfassen. Dem trug die Versuchsanordnung Rechnung: es mussten drei Wortlisten, von denen die zwei ersten alphabetisch geordnet waren, und die dritte Wortpaare enthielt, insgesamt rund 1700 Wörter, vorgelesen werden. Dabei sollten die Sprecher vor jedes Substantiv den Artikel, der nicht auf der Liste stand, setzen, so dass jedes Wort verstanden sein musste, bevor es artikuliert wurde. Die Sprecher wurden über das Ziel der Forschungen informiert und bekamen die Anweisung, den Text so zu lesen, wie sie es vor einer Schulklasse tun würden.

-
- 11) Ezawa, Kennosuke, Die Opposition stimmhafter und stimmloser Verschlusslaute im Deutschen. Tübingen (1973) (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 29). Stearns, Mac Donald Jr. / Voge Winfried M., The Contemporary Pronunciation of Long <ä> in Modern Standard German: A Data-Based, Computer-Assisted Analysis. In: Hamburger Phonetische Beiträge 30, (1979) S. 132-181.
 - 12) Werner König *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen*. 2 Bände. Ismaning 1989.
 - 13) Hove, Ingrid, Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen 2002 (= Phonai Band 47).
 - 14) Bürkle, Michael, Zur Aussprache des österreichischen Standarddeutschen. Die unbetonten Silben. Frankfurt / Main 1995 (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 17).
 - 15) Projekt Deutsch heute. Variation des gesprochenen Deutsch <http://www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/>.

Das auf diese Weise gewonnene Sprachmaterial ist sehr gut geeignet, das zu repräsentieren, was die Informanten auch in anderen formal hochstehenden Sprechsituationen (z. B. bei einem Vortrag) oder in gepflegter deutlicher, Theodor Siebs würde sagen „ruhiger, verstandesmäßiger Rede“¹⁶⁾ produzieren würden.

All das hat die regionale Prägung auf ein Minimum reduziert, was sich auch darin zeigt, dass viele der z. B. bei Siebs oder anderen Autoren als zu vermeidende landschaftliche Eigenheiten aufgeführten Ausspracheformen in unserem Korpus überhaupt nicht vorkommen. Mit anderen Worten: unser Material bildet die höchste, oberste Sprechweise ab, in der sich gebildete Sprecher ohne Sprechausbildung bewegen können.

Trotzdem füllt die Beschreibung der vorgefundenen Varianten ca. 500 Druckseiten, darunter ca. 300 Seiten Tabellen und Karten. Es zeigen zwar nicht alle Phänomene eine regionale Verteilung, ein großer Teil aber schon.

Es waren 44 Sprecher, von jedem ca. 45 Tonbandminuten, die in den Atlas eingegangen sind. Sie hatten alle der oben beschriebenen sehr eng definierten sozialen Gruppe anzugehören. Dadurch war die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass der Proband ein Hochdeutsch produziert, das der Ausspracheweise jener Region, für die er in den Karten steht, entspricht.

Nun sollen einige Ergebnisse aus diesem Atlas vorgeführt werden:

Wir vergleichen die tatsächliche Aussprache von deutschsprachigen Gebildeten verschiedener Herkunft mit einer Norm, die drei Aussprachewörterbücher setzen, die einfach dadurch, dass sie da sind, dass es sie gibt, Wirkung haben, denn wissenschaftlich kann mir niemand sagen, warum die Aussprache *König* schlechter sein soll als *Könich*. Damit wären wir schon bei unserer ersten Karte.

16) Theodor Siebs [Anm. 8], S. 9.

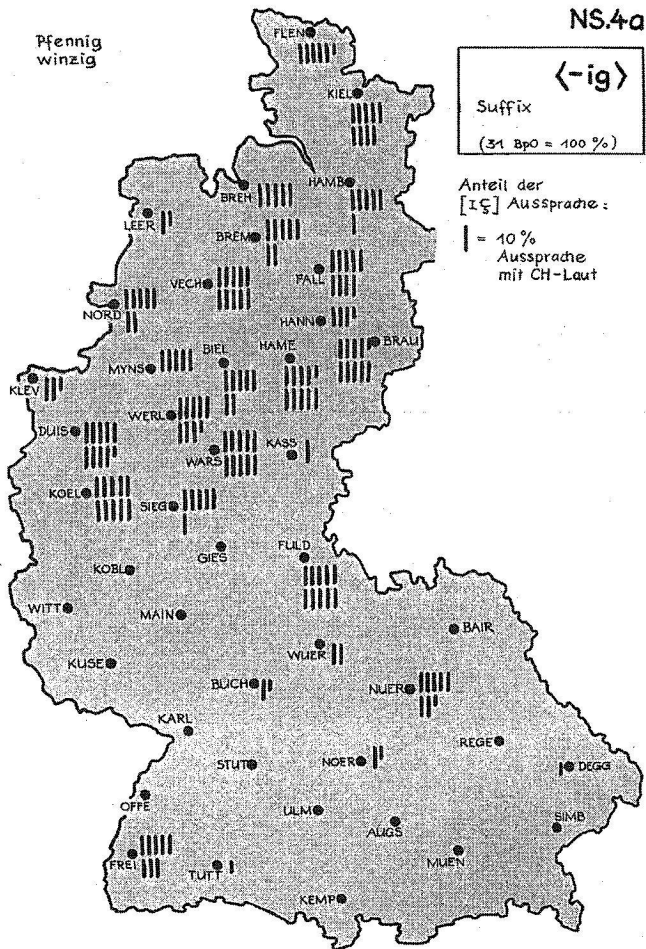


Abb. 2 (Karte NS 4a)

Zunächst eine Erläuterung zum Verständnis der Karten:

NS. 4a Kartennummer aus dem Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen

<-ig> Thema der Karte

Pfennig, winzig Beispielwörter

31 BPO = 100% Es wurden an jedem Ort 31 Beispiele bearbeitet.

Die Karte stellt % Werte dar, jeder senkrechte Strich bedeutet hier 10% „normgerechte“ Aussprache, (wobei die Regelung der Aussprachewörterbücher nicht einheitlich ist)

Diese Karte zeigt ganz klar, dass vor allem im Norden die Aussprache mit dem Frikativ [-ç] vorhanden ist. Allgemein gilt diese Form als „richtige“, normgerechte, sieht man allerdings die Wörterbücher genauer an, so ist die Begründung für diese Regelung schon in der ersten Auflage des Siebs nicht überzeugend.¹⁷⁾ Nach A. Littman ist diese Regelung „von der Schweiz offiziell und von Österreich (zumindest in der Praxis der Bühnen [...]) [...] nie anerkannt“¹⁸⁾ worden. Inzwischen gelten nach Siebs für Österreich und die Schweiz und für Süddeutschland landschaftliche Sonderregeln für die reine Hochlautung und in der gemäßigten Hochlautung ist die Form mit Plosiv auf [-ik] genauso möglich.¹⁹⁾ Für den Duden ist diese Ausspracheform ein Fall der Umgangslautung²⁰⁾, im Großen Wörterbuch der deutschen Aussprache findet sich der Satz: „Im Süden der DDR und im Süden der BRD wird das Suffix *-ig* häufig als [-ik] gesprochen“²¹⁾. Man kann also nicht davon ausgehen, dass die Form mit Frikativ die bessere sei.

17) Theodor Siebs, *Deutsche Bühnenaussprache* Berlin/Köln/Leipzig 1898, S. 66.

18) Arnold Littmann, Die Problematik der deutschen Hochlautung. In: *Deutschunterricht für Ausländer* 15, München 1965, S. 80.

19) Theodor Siebs [Anm. 8], S. 8 und S. 114.

20) DUDEN, *Aussprachewörterbuch der deutschen Sprache*. 5. Auflage 2003, S. 65 (= DUDEN Band 6).

21) *Großes Wörterbuch*, [Anm. 9], S. 62.

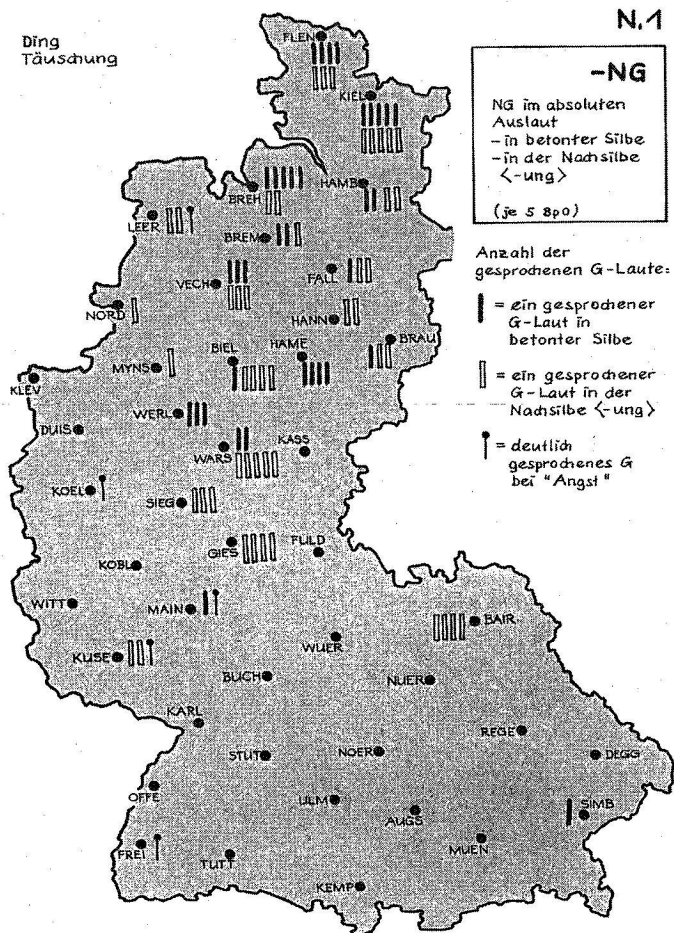


Abb. 3 (Karte N1)

Hier wird ein klarer Normverstoß des Nordens aufgezeigt. In keinem der Wörterbücher ist die Aussprache von Wörtern, die auf *-ung* enden, mit einem *-k* erlaubt. Also *Ding*, *Täuschung*, nicht *Dɪŋk*, *Täuschunŋk*!

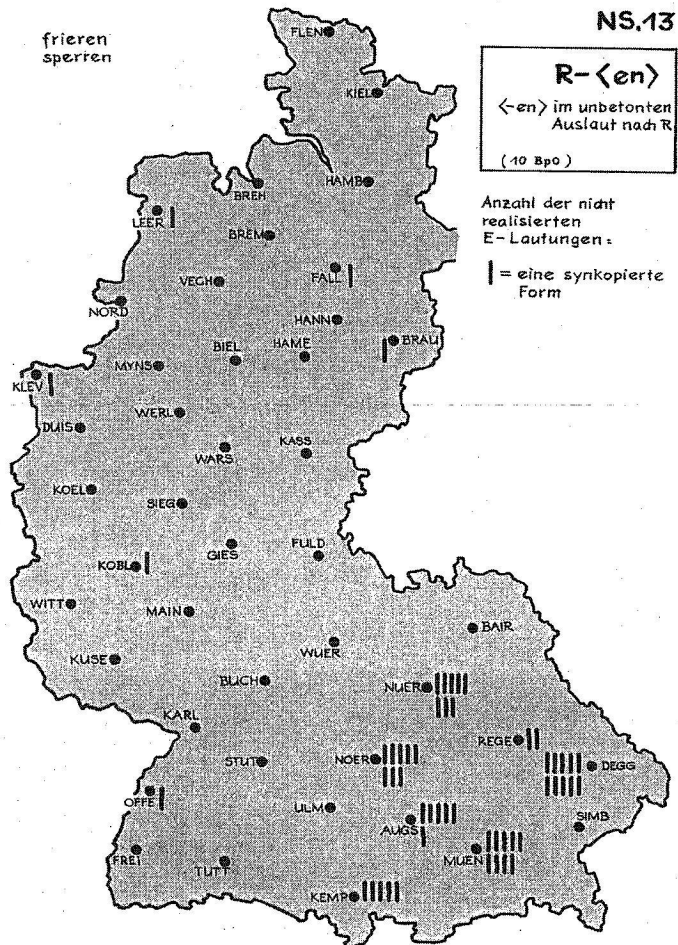


Abb. 4 (Karte NS13)

Hier geht es um die synkopierte Aussprache von Wörtern des Typs *frieren*, *sperren* als [fri:ən, ʃpe:ən]. Das ist nach allen Aussprachewörterbüchern verboten. Eine normwidrige Ausspracheeigenheit des Südostens.

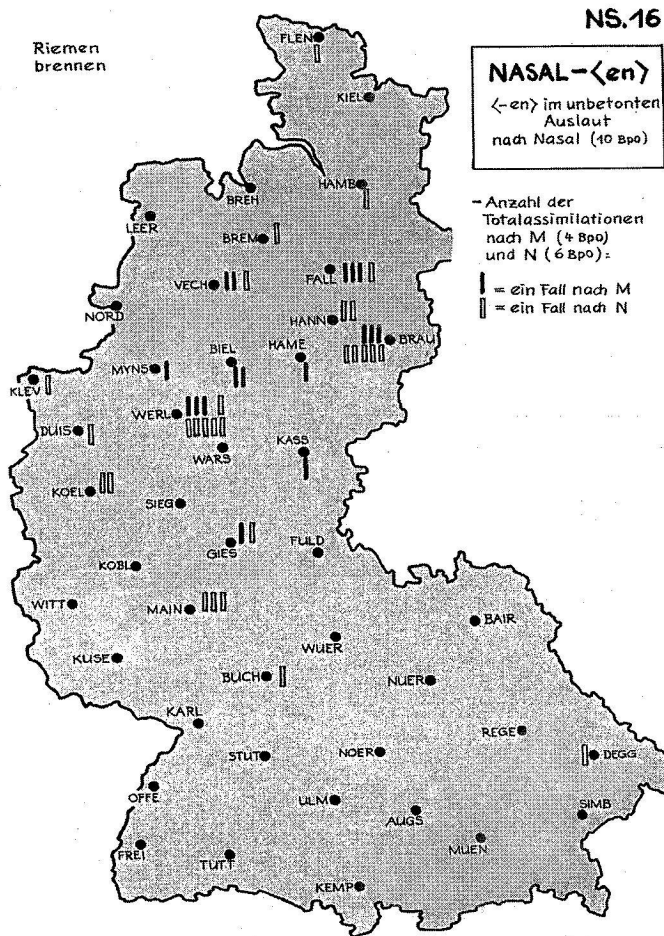


Abb. 5 (Karte NS16)

Wörter des Typs *Riemen*, *brennen* werden in einer Region des (alt)bundesrepublikanischen Nordostens als [ri:m, bren] ausgesprochen. Auch dies ist nicht erlaubt nach den Normsetzungen der Wörterbücher.

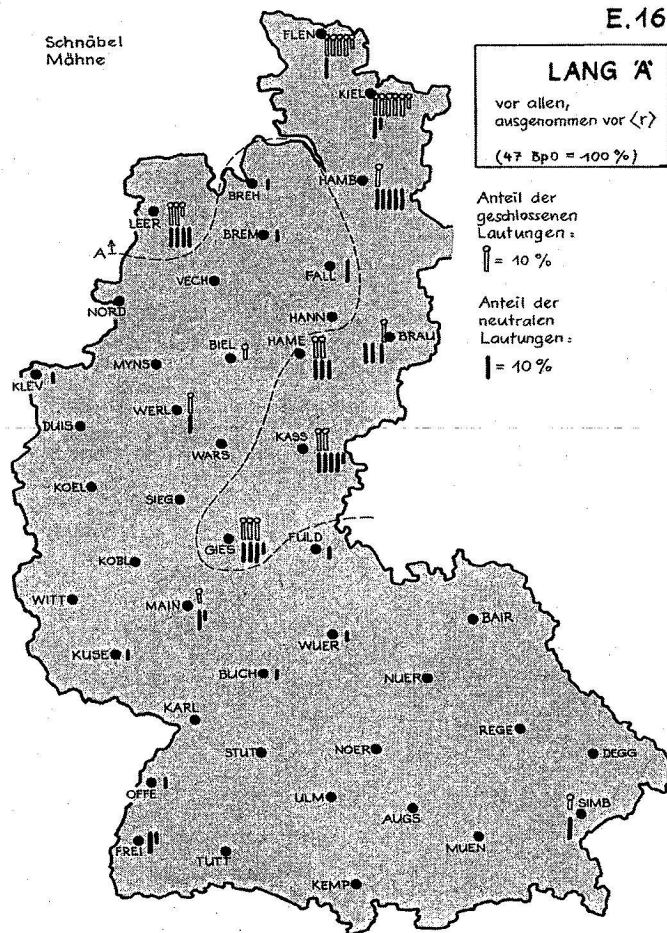


Abb. 6 (Karte E16)

Diese Karte zeigt das Gebiet in dem in der untersuchten sehr bewussten Vorlesesprache die Lautung [e:] statt Norm [ɛ:] in Wörtern wie *Schnäbel* und *Mähne* vorkommt. Für die spontane Standardsprache würde sich dieses Gebiet noch weiter ausdehnen und den ganzen Norden und die Mitte einnehmen.

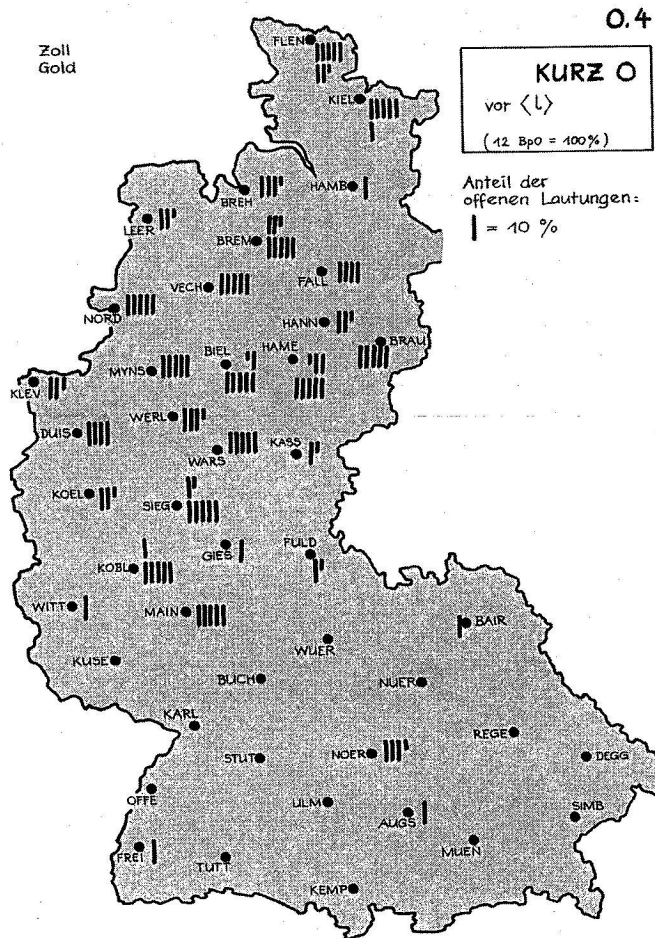


Abb. 7 (Karte O4)

Hier geht es um den Anteil von offenen Realisierungen von kurzem o-Laut vor l in Wörtern wie Zoll und Gold. Der Norden hat hier weitaus mehr normgerechte offene Vokale als der Süden.

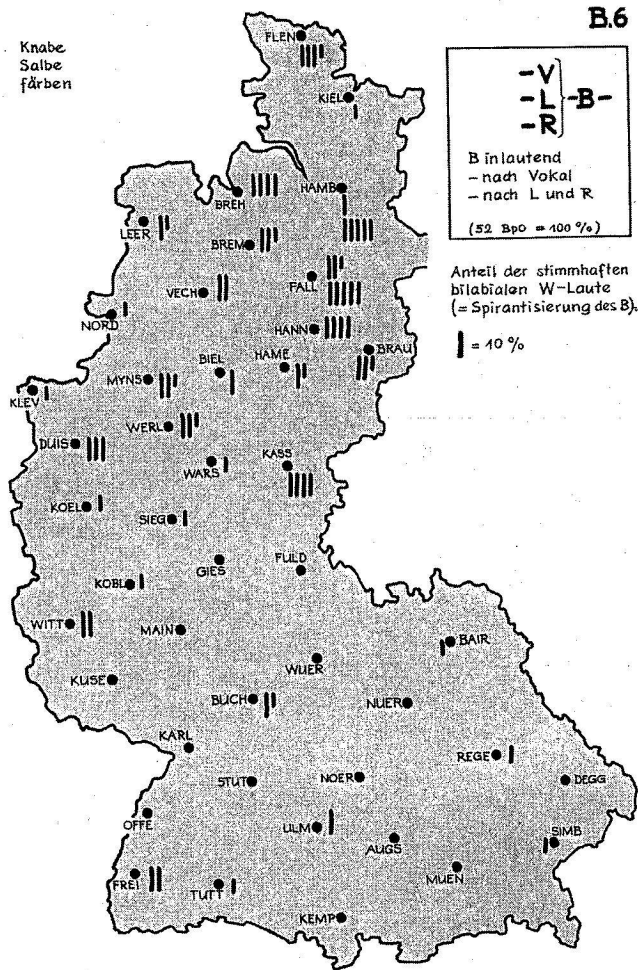


Abb. 8 (Karte B6)

In Wörtern mit inlautendem b wie *Knabe*, *Salbe* und *färben* kommt es vor allem im Norden zu Erweichungserscheinungen mit der Lautung w (bilabial).

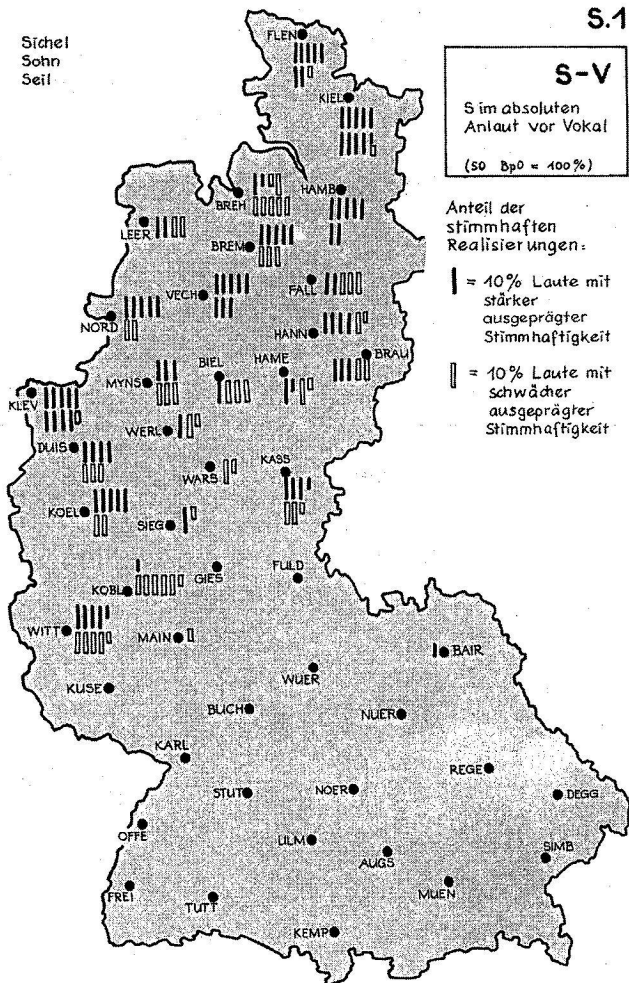


Abb. 9 (Karte S1)

Das anlautende s vor Vokal ist nach allen Wörterbüchern (Ausnahme: gemäßigte Hochlautung von Siebs) stimmhafte Aussprache gefordert. Die Karte zeigt im Norden und in der Mitte eine irgendwie geartete stimmhafte Artikulation. Wobei „schwächer ausgeprägte Stimmhaftigkeit“ auf der Karte bedeutet: eben gerade noch hörbare Stimmhaftigkeit.

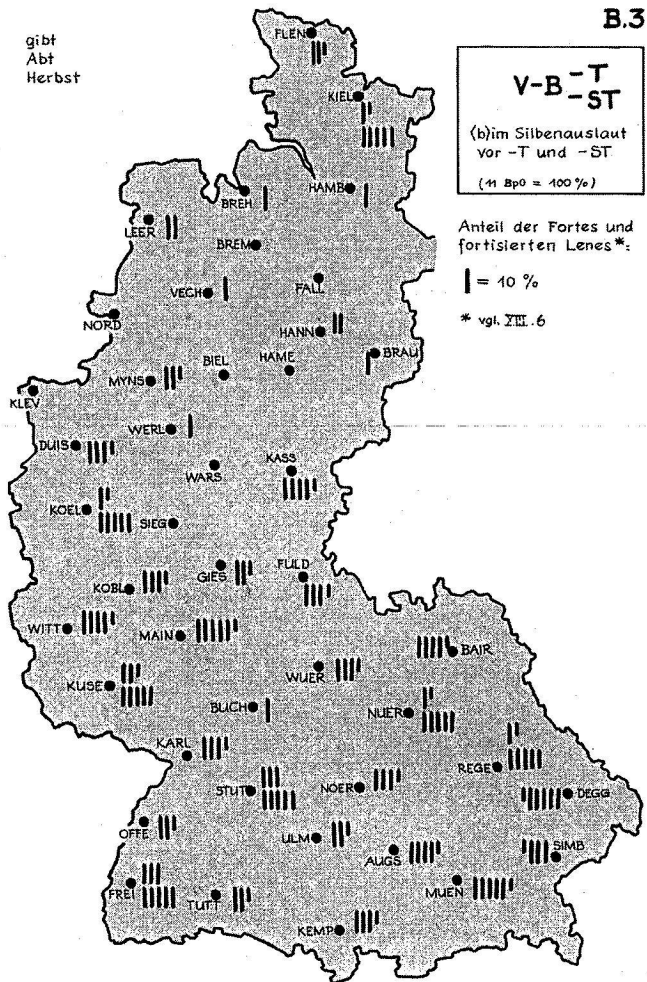


Abb. 10. (Karte B3)

Die Verhärtung des silbenauslautenden Plosivs in Wörtern wie *gibt*, *Abt*, *Herbst* ist in allen Wörterbüchern Regel. Der Süden hält sich mehr daran als der Norden.

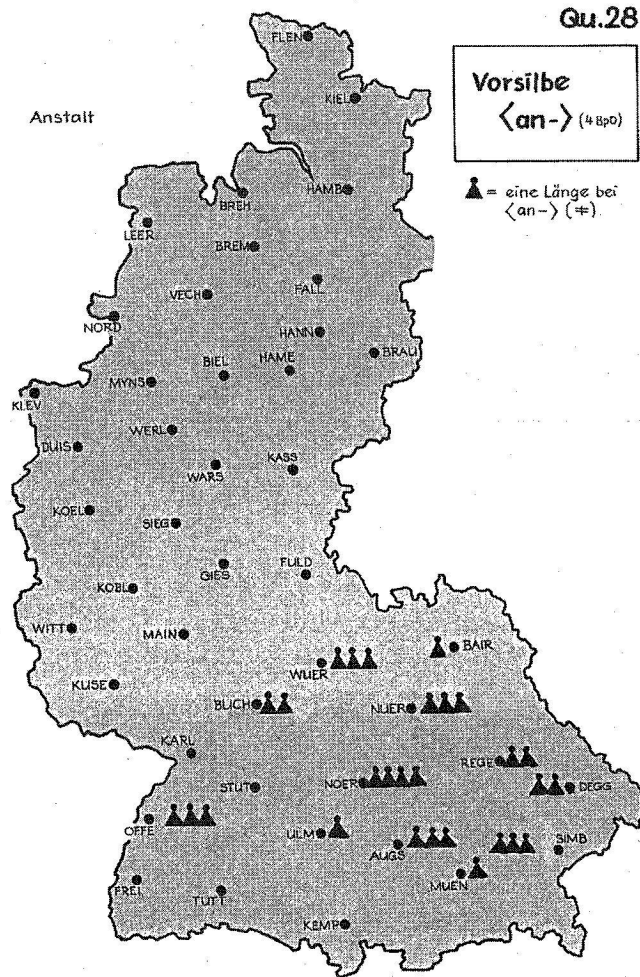


Abb. 11 (Karte Qu28)

Die Vorsilbe *an-* in Wörtern wie *Anstalt* spricht der Süden mit langem A-Laut. Die Wörterbücher fordern Kürze.

Was können wir nun nach diesem allem sagen? Die Norddeutschen können es auch nicht besser. Auch sie weichen von der Norm ab – wenn man die Normen der Aussprachewörter zugrunde legt, und es gibt keine anderen. Aber diese Abweichungen von Nord und Süd werden nicht nur von den Laien, sondern auch von der sogenannten Fachwelt unterschiedlich bewertet.

Ich möchte das nur an einem Beispiel erläutern, nämlich am Aussprachewörterbuch des DUDEN. In ihm gibt es in der Einleitung einen Abschnitt „Umgangslautung“. Die auf ca. 3 Druckseiten angeführten Beispiele ohne Regionalangaben behandeln 22 „häufige Erscheinungen der Umgangslautung“²²⁾. Davon betreffen 6 Assimilationserscheinungen, 10 die Aussprache von Fremdwörtern (davon sind zwei Eigenheiten regional bedingt), 5 behandeln Ausspracheeigentümlichkeiten des Nordens, eine weitere betrifft die Aussprache von auslautendem < -ig >. Von den 6 regional bedingten sogenannten „Umgangslautungen“ sind 5 nord- und teilweise auch mitteldeutsch, nur eine ist süddeutsch.

Wenn man nun die Aussage der Bearbeiter dieses Aussprache-Dudens ernst nimmt, dass „vor allem häufige Erscheinungen“ der „Umgangslautung“ hier besprochen werden, dann könnte man daraus schließen, dass die Süddeutschen und Österreicher in dem, was der Duden „Umgangslautung“ nennt, so wenig Abweichungen haben, dass diese nicht weiter erwähnenswert sind, oder eventuell sogar auch, dass sie gar keine „Umgangslautung“ im Dudenschen Sinne besitzen, sondern gleich in den Dialekt fallen.

Vor dem Hintergrund der allgemeinen Auffassung vom schlechteren Hochdeutsch der Südländer kann man die Darstellung des DUDEN aber auch anders interpretieren: Norddeutsche Regionalismen werden hier vor allem erwähnt, weil sie als allgemeiner verbreitet angesehen, weil sie als noch eher dem Standard, der Norm angehörend betrachtet werden. Sie werden eher verziehen als süddeutsche oder solche Österreichs oder der Schweiz. Unser früherer Kanzler Gerhard Schröder sprach und spricht regelmäßig: *lecht* statt legt, *Tach* statt Tag, *Fead* statt Pferd, *Hoffnunk* statt Hoffnung. Kein Mensch wird ihn überzeugen, dass das nicht bestes Hochdeutsch ist. Er kommt ja schließlich aus Hannover. Und der Duden verstärkt, perpetuiert solche Auffassungen, die heute in nichts anderem gründen als in der Tatsache, dass viele daran glauben. Wenn ein Buch aus dem Duden Verlag auch noch so deskriptiv gemeint ist, der normale, d.h. der nicht germanistische und der nichtmuttersprachliche Benutzer wird es normativ lesen und der Süden wird sich damit abzufinden haben.

22) DUDEN [Anm. 20], S. 64-67.